3 1761 06994013 8

Lemcke, Karl von
Zur Einleitung in die
Aesthetik

BH
39
L45

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/zureinleitungind00lemc

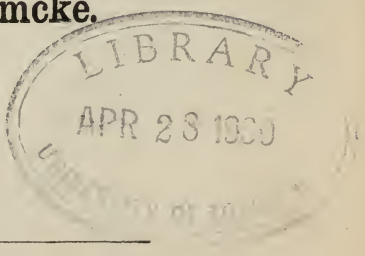
Zur

Einleitung in die Aesthetik.

Habilitationsschrift

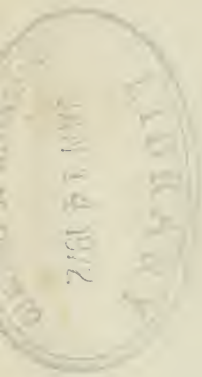
von

Dr. Carl Lemcke.



Heidelberg.
Buchdruckerei von Wilhelm Wiese.
1862.

BH
39
L45



Zur Einleitung in die Aesthetik.

Platons Symposion: *τοῦτο γὰρ δή ἐστι τὸ ὀρθῶς ἐπὶ τὰ ἐρωτικὰ ἰέναι ἢ ὑπ' ἄλλου ἄγεσθαι, ἀρχόμενον ἀπὸ τῶνδε τῶν καλῶν ἐκείνου ἕνεκα τοῦ καλοῦ ἀεὶ ἐπανιέναι, ὥσπερ ἐπαναβαθμοῖς χρώμενον, ἀπὸ ἑνὸς ἐπὶ δύο καὶ ἀπὸ δυεῖν ἐπὶ πάντα τὰ καλὰ σώματα, καὶ ἀπὸ τῶν καλῶν σωμάτων ἐπὶ τὰ καλὰ ἐπιτηδεύματα, καὶ ἀπὸ τῶν καλῶν ἐπιτηδευμάτων ἐπὶ τὰ καλὰ μαθήματα, ἕως ἀπὸ τῶν μαθημάτων ἐπ' ἐκεῖνο τὸ μάθημα τελευτήσῃ, ὅ ἐστιν οὐκ ἄλλου ἢ αὐτοῦ ἐκείνου τοῦ καλοῦ μάθημα, καὶ γνῷ αὐτὸ τελευτῶν ὅ ἔστι καλόν.*

Auf der Leiter mit aufsteigenden Sprossen, lehrt Diotima, sollen wir bis auf die höchste Sprosse steigen, wo die Einsicht dessen unserer harrt, was schön ist. Das ist der wahre Gang, den man entweder selbst oder von Andern geleitet in der Liebe — der Erzeugung und Geburt des Schönen — nehmen muß.

Ich habe bei meinem folgenden Gange diese Lehre zu beherzigen gesucht.

Mit der Erbitterung wie einst die Losungsworte Welf und Waiblingen ertönten, so erschallt in unserer Zeit der Schlachtruf des Realismus und Idealismus. Wie damals, so gibt es auch jetzt viele unversöhnliche Feinde, die nur in der Vernichtung ihrer Gegner den Frieden erblicken. . . . Partheien lassen sich nie versöhnen. Man muß sie in die Bande eines höheren Gesetzes schlagen und so zur Ruhe bringen.

Es ist noch kein absolutes Erkennungszeichen eines gewöhnlichen Realismus oder Empirismus — das sollten die Worte des Führers der Idealisten, Platons, in's Gedächtniß rufen — daß man vom Gegebenen und Leichteren zum Schwereren aufsteigt. Was halten wir von einem Kaufmann, der durch Kleinhandel reicher und reicher, Millionär und Gebieter im Handel geworden, als Millionär den Kleinhandel verachtet? Es giebt aber im Gebiete des Wissens viele Thoren, namentlich unter den Erben der Errungenschaften früherer Forscher, die thöricht das verachten, was sie doch zu dem, was sie sind, gemacht hat.

Wer die höchste Sprosse beim Steigen gewonnen hat, und von dort eine weite herrliche Gegend in all' ihrer Schönheit und Größe überschaut, der vergißt leicht die Mühsal, die er erduldet. Blickt man von der Höhe einer Leiter nieder, so schrumpfen, je höher dieselbe ist, desto mehr die Sprossen nach unten zusammen und winziger und enger werdend scheinen sie zuletzt in einander zu gehen. Und doch sind alle gleich weit von einander entfernt, und hat eine so viel Mühe wie die andere beim Ersteigen gekostet. Wer aber dort oben ausgeruht und frische Kräfte gesammelt hat, wer in der Freude über das Erreichte die Kräfte etwa gar verdoppelt fühlt, der begreift kaum noch, wie Andere sich dort unten so abquälen und sieht leicht ärgerlich oder verächtlich, wie sie trotz Mühe und Keuchen nur so langsam vorwärts kommen oder gar ver-

zagt umkehren. Schon beim ersten Erreichen eines Zieles überkommt uns leicht eine solche Art hochmüthigen Gefühles gegen Schwächere, auch wenn wir uns selbst noch angestrengt fühlen; wie viel mehr ist dies nicht bei den Geübten, bei den mit der Mühe spielenden Meistern der Fall!

Gesetzt, es fehlen die ersten Sprossen. Der oben Stehende wird das vielleicht gar nicht bemerken. Wer aber am Fuß der Leiter ist, der kann trotz aller Lust zu steigen, trotz aller Sehnsucht nach der hohen Aussicht, trotz aller Kraft unmöglich hinauf, wenn ihn nicht ein Sprung oder ein mühsames Klettern an den Seitenbalken oder anderen Dingen noch zu einer Sprosse bringt. Aber hinauffliegen kann er nicht. Wir fliegen nicht auf der Erde, auch nicht in der Wissenschaft. Es heißt im Schweiße seines Angesichts klettern, Stufe um Stufe erklimmen, Stufe um Stufe aufbauen.

Gelehrt und gelernt wird vernünftiger Weise das Steigen am besten, wenn man mit den ersten Sprossen beginnt. Es gibt aber leider manche Lehrer, die aus übergroßem Kraft- und Sicherheitsgefühl, die ihnen die niedern Regionen langweilig erscheinen lassen, einige auch, was schlimmer ist, aus Eitelkeit und in der Absicht, den staunenden, beim Anblick schon schwindelnden Zuschauern zu imponiren — es gibt Lehrer, sage ich, die es verschmähen, den gewöhnlichen und vernünftigen Weg mit ihren Zöglingen einzuschlagen. Sie ziehen es vor, den Schüler auf den Rücken zu nehmen, und so hoch als möglich, vielleicht bis zur Spitze zu tragen. Dort setzen sie ihn hin und beginnen. Steige mit uns, sagen sie. Oder: Schau dich um, du bist oben. Wie schön, wie herrlich! Das ist das und das und das. O wie klar man von hier oben Alles erblickt und übersieht! — Der Schüler sitzt da oben, an Sprossen und Lehrer sich anklammernd, zitternd, schwindelnd. Alles tanzt vor seinen Blicken; die ganze Gegend dreht sich mit ihm herum. Er sieht, er hört nichts. Der

Arme! Wenn er ein: ja — ja — schön — stammelt, so ist das meistens ein unwahres Nachstottern, das sein Stolz, die Furcht, sich schwach und feige zu zeigen, seiner Angst abpreßt.

Die Stärksten, Schwindelfreisten gewöhnen sich freilich auch bei dieser Art und Weise. Allmälig werden die Blicke wieder klar, die Gegenstände halten wieder Stand. Der Schüler wagt den Lehrer loszulassen und auf den Sprossen zu steigen. Und nun kommt auch die Freude an der Aussicht. Nur zu Viele sind jedoch ein für alle Mal abgeschreckt und suchen so schnell wie möglich wieder den altgewohnten Boden unter den Füßen zu haben. Der Gedanke schon an ihren Schwindelzustand macht ihnen übel.

Das gilt von mancher Wissenschaft, namentlich von der Wissenschaft der Wissenschaften, der Philosophie. Das gilt auch von der Aesthetik.

Klettern lernen zur Ersteigung einer physischen Höhe heißt in der Wissenschaft, wenn es sich um die Erreichung eines hohen geistigen Zieles handelt, denken lernen. Geklettert hat nun mehr oder weniger Jeder, auch gedacht. Aber methodisch klettern gelernt, methodisch gedacht, das haben Wenige. Das zu lehren, dazu sind die Lehrmeister da. Wenn nun Jünglinge voll Fähigkeit und Neigung für das Schöne, z. B. junge talentvolle Künstler, Naturkletterer in Bezug auf das Schöne, sich zu der Wissenschaft der Aesthetik drängen, ist da das Verfahren gerechtfertigt, es wie die Lehrmeister in unserem Gleichniß zu machen, das heißt, mit dem Ende anzufangen, mit dem Höchsten zu beginnen und dabei die schwierigsten Errungenschaften anderer Wissenschaften vorauszusetzen? Darf man zum Beginne z. B. die Aesthetik an die Endprobleme der Metaphysik und Religion knüpfen, darf man mit der Idee als solcher frischweg beginnen, darf man den Schüler mit dem Streit über die höchsten Streitpunkte betäuben, ehe er noch den Kern der Frage zu erfassen im Stande ist? Darf

man fortwährend auf spätere Lehren verweisen und ihn somit gleichsam auf Hypothesen fortbauen lassen, darf man ihm immer und immer zurufen, was er, der zu Belehrende, nicht thun soll, anstatt ihm zu sagen, was er thun soll?

Es gibt Werke, die man in Wahrheit am Besten studirt, wenn man beim Schlusse anfängt. Alsdann wird man ihren Anfang verstehen.

Es ist, wenn ich so sagen darf, ein Theil des Vorlandes der Aesthetik, auf den ich mich hier beschränkt habe. Ich glaube, daß es von den Forschern vernachlässigter daliegt, als gut ist. Ist es auch unwegsamer als man denken sollte, so gibt es auch darin immer noch so vieles Wichtige, ja zum Verständniß für das Ganze Gebiet Unentbehrliche. Mein Bestreben ist hier gewesen, die Lage des Schönen und seine Beziehungen zu den übrigen Empfindungen zu bestimmen.

1.

Aesthetik ist die Lehre vom Empfinden, von den Empfindungen. Gewöhnlich versteht man darunter die Lehre oder Wissenschaft vom Schönen, indem man sich gewöhnt hat, den Theil vom Ganzen, zu dem man sich vorwiegend hingezogen fühlt und den man deßhalb gemeiniglich mit besonderer Liebe behandelt, für das Ganze zu setzen, wobei man dann gleichsam nur gelegentlich Blicke in die übrigen Gebiete wirft. An und für sich hat z. B. das Häßliche, das Erhabene, das Furchtbare ꝛc. gleiche Berechtigung mit dem Schönen. Aber

wie wir auf dem Compaß nach dem Punkt sehen, nach dem die Spitze der Magnetnadel weist, und seinen Kreis darnach construiren, darauf Alles beziehen, so beziehen wir auch gerne bei den Empfindungen Alles auf das Schöne, den geistigen Pol des Empfindungslebens, nach welchem wir, sind die Strömungen und Ablenkungen nicht zu bedeutend, unwandelbar hinstreben. In diesem Sinne können wir ruhig den beschränkenden, aber in der Beschränkung ausdrucksvolleren Ausdruck „Wissenschaft des Schönen" annehmen.

Was ist das, was wir das Schöne nennen?

Wir sind in unserem klaren Verständniß an das Wort gebunden. Wir einen jedem Worte einen mehr oder minder bestimmten Begriff. Wenn es uns daher auch noch nicht eine wissenschaftlich genaue Erkenntniß zu geben vermag, so muß es uns doch fast immer einen richtigen Aufschluß über das von ihm Ausgedrückte gestatten. Das der Nutzen der Etymologie, sofern, wie ich nicht zu sagen nöthig habe, es sich nicht um willkürlich gewählte Worte, z. B. beliebige Namen handelt. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „schön", seine Ableitung, ob von „schauen" ob von „scheinen" steht nicht ganz fest. Aber mag es von dem einen oder dem andern kommen: wir sehen, daß das „sichtbar" activ oder passiv beiden, jedenfalls also auch dem „Schönen" zukommt. Im Schauen ist „sichtbar" das Active, im Scheinen das Passive. Nur das Schauende sieht das Scheinende, nur das Scheinende wird vom Schauenden erblickt. Wir haben damit zugleich einen wichtigen Einblick in das Schöne. Ja, ich will vorgreifend bemerken, daß es Lehrer gegeben, die das Schöne ganz und gar mit dieser Bedeutung zusammenfallen lassen, die nur dem Schauenden, dem Scheinenden, das Schöne zuerkennen. . . Es fällt nun freilich der Sprachgebrauch dagegen auf, der doch seine tiefe Logik hat. Alle Welt sagt: wie schön klingt die Musik! Hier ist doch von keinem Sicht-

baren, sondern nur von einem Hörbaren die Rede. Sehen wir zur Erklärung weiter nach, was wir schön nennen. Wir finden, daß wir das Wort nie mit dem verbinden, was uns einen instinctiv widerwilligen, zurückstoßenden Eindruck macht. Wir nennen schön nur, was uns wohlgefällt, was uns im Gegensatz zu den Empfindungen des Widerwillens und Ekels oder der Furcht eine innere Befriedigung verursacht. Diese Empfindung des Wohlgefallens ist bei Allem, was wir schön nennen, sei nun von einem Sichtbaren oder nach dem oben Angeführten von einem Hörbaren die Rede. Somit finden wir, daß dem Begriff des Schönen nicht das Sichtbare, wohl aber das Wohlgefällige allgemein zukommt.

Wir sehen hierin einen Proceß, wie wir ihn selbst zu Anfang vorgenommen haben. Wie das Schöne unter den Empfindungen Allem vorgesetzt wird, so gilt das Schauen dem Menschen unter den Sinnesthätigkeiten als die wichtigste, wichtiger als das Hören, Riechen ꝛc. Das Wohlgefällige des Schauens oder Scheins ist daher dem Wohlgefälligen aller übrigen Sinne vorgesetzt; das Wort dafür vertritt auch diese. Ein umfassendes Wort für das Wohlgefallen aller Sinne ist abgeschwächt oder verloren; ebenso ein beschränkendes Wort für das Wohlgefallen einzelner Sinne (beim Riechen haben wir z. B. duftig, beim Schmecken helfen wir uns durch: munden ꝛc.). Das Wort „schön" hat eine Art Allgemeingiltigkeit für jedes Wohlgefällige erhalten.

Wir sind somit genöthigt, demselben, wäre es auch nur vor der Hand, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, ein weiteres Feld als das blos Sichtbare, auf das die Etymologie allein weist, zuzuerkennen. Dies Weitere ist das Wohlgefällige.

2.

Verweilen wir bei diesem Wohlgefälligen des Schönen.

Suchen wir in der Erfahrung noch einige Punkte, aus denen wir gleichsam das Schöne im eigentlichen Sinne in großen Umrissen aufnehmen können.

Wir müssen sagen: Das Schöne wirkt auf uns aprioriſch, d. h. die Fähigkeit der Empfindung des Schönen ist uns angeboren. Wie wir mit der Empfänglichkeit für Wärme und Kälte auf die Welt kommen, ebenso mit einer Empfindungsfähigkeit für das Schöne. Oder sofern man Wärme und Kälte bezugsweise als wohlgefällig erklären wollte: das Gefühl für das Schöne ist instinctiv wie Hunger oder Durst.

Wir sehen im Kinde ein langsames Entwickeln. Während die animaliſchen Functionen schon alle zur Erhaltung des Körpers thätig sind, liegen die geistigen noch wie im Schlafe, aus dem die Außenwelt durch einen Uebergang traumartiger Eindrücke sie erst allmälig weckt.

— Es ist hier nicht der Ort, den Streit über das beſchriebene oder unbeſchriebene Blatt der menſchlichen Seele zu erneuern. Ob die Erfahrung, das Leben auf dieſes noch weiße Blatt ſchreibt oder ob das Leben nur die Flamme ist, in der die früher, vor ihm darauf geſchriebenen Charactere wieder sichtbar werden, das ist ein Streit, der anderswo geſchlichtet werden muß, wenn man die Hoffnung nicht aufgeben will, ihn mit unſerm menſchlichen Scharfſinn zur Entſcheidung bringen und ſchlichten zu können. Wir begnügen uns damit, die „Kraft“ anzunehmen, was unſerer Anſicht nach nicht blos zu dem vorliegenden Zwecke ausreicht.

Die Fähigkeit der Empfindung des Schönen liegt vor der Erfahrung, vor dem Denken. Jene Empfindung ist nicht erst abſtrahirt; ſie ist urſprünglich. Ehe noch das höhere Geiſtesleben des Kindes zu arbeiten, jene wunderbare Verknüpfung von Wahrnehmungen und Vorſtellungen beginnt, noch in den geiſtigen Halbſchlummer hinein fällt ſchon das Licht des Schönen, ſicherlich die erſten Trauminſeln aus dieſem geſtaltloſen

Urchaos heraufzaubernd, die ersten aus der Fluth des kleinen Mikrokosmos. Sind im Menschen manche niedere Instincte im Verhältniß zum Thiere abgeschwächt, wie z. B. der Instinct in Bezug auf Gefahr oder sonst dem Eigenwesen Schädliches, so hat er dafür, was nur zu häufig vergessen wird, die reichste Entschädigung höherer Instincte. Wir haben es hier mit dem Aesthetischen zu thun und wollen uns darauf beschränken. Wer hat dem Kinde gesagt, was schön ist? Wer lehrt es, beim Sonnenschein fröhlich zu werden, nach dem funkelnden Stein, nach der bunten Blume, nach dem Mond und den goldenen Sternen voll Entzücken zu greifen? Der Gesang der Mutter besänftigt es; es lauscht dem Singen der Vögel; Farbenpracht, namentlich die sich regende, wie im Vogelgefieder, entzückt es; das glitzernde Wasser erweckt seine Freude — Licht, Farbe, Klang erfüllen es mit einem, den gewöhnlichen Zustand erhöhenden Wohlgefallen. Sie vermögen die Seele des Kindes selbst zu stimmen, sie aus einer unharmonischen Empfindung in eine harmonische zu versetzen. (Stimmen, Stimmung, ein in seiner Art wie das Schöne gebrauchtes Wort, indem das Wohlgefällige desselben im Hören auf alle andern Empfindungen insgesammt, wie auch auf die einzelne des Schauens ausgedehnt wird). Und zwar geht ihr Einfluß auf das Kind überhaupt. Er gilt nicht blos von einem Kinde dieser oder jener Race. Ob die gebildetste europäische Dame, ob das halbthierische Weib der Buschmännerstämme es geboren hat, ist dabei einerlei. Die Schönheitsempfindung als solche ist allgemein, dem ganzen Menschengeschlecht angeboren. Sie ist, wie gesagt, instinctiv.

Ein Anderes freilich ist es mit ihrer Ausbildungsfähigkeit, mit ihrer Kraftgröße. Diese ist bei Individuen und Völkern natürlich verschieden. Hier kommt es jedoch nur darauf an, nachzuweisen, daß der Schönheitssinn, wenn wir schon so

sagen dürfen, jedem Menschen — gesunden, natürlich — ursprünglich zukommt, daß er instinctiv ist oder apriorisch.

3.

Wir sehen also die Empfindung des Schönen, ehe von einem Denken, einem Beziehen, einer Schlußfolgerung, Nutzvorstellung oder dergleichen die Rede ist. Das Kind weiß nichts von einem Zweckmäßigen dessen, was ihm Wohlgefallen bereitet. Wir können an der Hand dieser Wahrnehmung einen Schritt weiter bei unserer Untersuchung gehen. Wenn wir sehen, daß die gleichsam bewußtlose Kindesseele dasselbe schön findet d. h. durch dasselbe den Eindruck des Wohlgefallens bekommt, was auch dem reifen Menschen als schön erscheint, (wir sprechen hier natürlich im Großen und Ganzen, wie schon aus den oben angeführten Beispielen erhellt,) und wenn wir dabei finden, daß noch von keiner Nebenvorstellung, keinem Gedanken an Nutzen oder Zweckmäßigkeit die Rede sein konnte, so können wir ruhig dem Schönen aus dieser Wahrnehmung ein „reines" Wohlgefallen beilegen, rein, insoweit es von allen derartigen Nebenbezügen frei gefunden ist. Die späteren möglichen, mehr oder minder wahrnehmbaren Einwirkungen kommen hier nicht in Betracht. Hier gilt, daß das Schöne ein an und für sich reines Wohlgefallen erregt.

4.

Wir haben im Vorhergehenden von Empfindungen gesprochen, die durch Eindrücke von außen in uns erweckt werden. Was wir anführten waren Dinge, die durch die Vermittlung der Sinne — des Sehens und Hörens in den angezogenen Beispielen — in uns ein reines Wohlgefallen des Schönen erregten. Wir könnten oder müßten danach eigentlich sagen: Es gibt Dinge, die auf uns den Eindruck des Schönen machen, statt: es gibt schöne Dinge außer uns. Wir wollen jedoch

hier, wo wir bei der Erfahrung verweilen, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der gemeinen Vorstellung — darum wahrlich nicht gemein! — folgen, so daß wir keine so subtilen Unterschiede machen. Wie wir das, was den Eindruck eines Pferdes auf uns macht, ein Pferd nennen, so nennen wir das, was das reine Wohlgefallen des Schönen in uns erweckt, schön. Danach existirt Schönes außer uns. Dieses Außer uns nennen wir gewöhnlich Natur, von der wir das In uns, das Menschlich-Geistige zu lösen und beide nur auf einander zu beziehen pflegen. Statt also zu sagen: Dasjenige in der Natur, was jene Einwirkung des reinen Wohlgefallens vom Außer uns auf das In uns bewirkt, nennen wir das Naturschöne, begnügen wir uns mit dem einfachen Satze: es gibt ein Naturschönes; wobei wir alsdann die Fähigkeit, dasselbe zu empfinden, gar nicht in Betracht ziehen, bestehe nun die Fähigkeit darin, daß man die Kraft habe, die Empfindung des Wohlgefallens zu gewinnen, oder daß die Möglichkeit gegeben sei, diese Empfindung zu erwecken. Wir nennen z. B. die Rose schön. Es ist uns dabei gleichgültig, ob dieser oder jener sie für schön hält. Es ist uns ferner gleichgültig, ob sie von Allen erblickt und bewundert wird oder ob sie einsam, nie gesehen in einer Wüste erblüht. Es gab Naturschönheiten lange vor der Erschaffung des Menschen. Wir gehören zur Welt in ihrem ganzen Zusammenhange. Ein harmonisches Band verknüpft uns mit ihr, uns, den Theil vom Ganzen mit dem Ganzen. Der eine Faden dieses Bandes ist das Schöne. Ein Losreißen desselben ist, so lange diese Welt eben besteht, nicht möglich. Wir können den Faden von uns, dem Theile zum Ganzen verfolgen oder umgekehrt vom Ganzen zu uns: diese Art und Weise ist der einzige Unterschied. Der Weg bleibt derselbe. Die Endpunkte sind immer gleich, nur die Weise, den Weg zu gehen, ist verschieden.

Als der Menschengeist sein Ich gegen die Welt setzte,

wollte er sie darin fassen, damit sie gleichsam umschließen. Er construirte die Welt aus sich, weil er sie, soweit seine Construction geht, begriff. Alles sollte nur ein Schein sein für das Ich, das allein ist. Das Außer ihm wird ihm durch das Ich erst geboren. Welcher Gang bei diesem sich selbst begreifen des menschlichen Geistes! Zu Anfang sieht er sich wie eine helle Wand, auf die die Schatten des Außer ihm seienden fallen. Am Ende dieses ersten Weges hält er sich für den Weltschöpfer, der Alles aus sich selbst erzeugt.... Aber nicht unter der Natur, nicht gegen die Natur, in der Natur, in der Welt läuft die Bahn des Menschen.

5.

Alle äußeren Eindrücke werden uns durch die Sinne vermittelt. Der Sinne gibt es fünf. Wir nennen sie den Sinn des Sehens, des Hörens, des Riechens, des Schmeckens, des Fühlens. Von diesen nennen wir die beiden ersten: höhere Sinne. Sie sind gleichsam freiere, die andern mehr oder minder gebundene Sinne. Schmecken und Fühlen gleichen den animalischen Functionen in und an uns. Beim Schmecken und Fühlen ist ein unmittelbares Berühren nöthig; beide Sinne haben keine Tragweite.

Was ich schmecke, muß ich auf der Zunge haben; was ich fühle, muß unmittelbar die Haut meines Körpers berühren. Höher schon steht der Geruch. Die Vermittlung ist bei ihm weniger grob. Das Außer uns tritt in eine feinere, wegen des körperlosen geistigere Beziehung. Dieser Sinn ist gleichsam eine Ueberleitung zu den zwei noch fehlenden. Das Hören, noch mehr das Sehen weist uns schon ganz über uns hinaus. Das Sehen reicht unmittelbar in das, was wir Unendlichkeit nennen können, empor. Wie wir schon im Hören gleichsam eine Welt von Klängen d. h. eine Ordnung, Gesetze erfassen, die mit unserer Vernunft correspondiren — was beim

Riechen wenig oder gar nicht der Fall ist — so zeigt sich diese Gesetzmäßigkeit noch weit mehr beim Sehen, wo jeder Blick z. B. in eine Gegend oder zum Himmel uns einen Weltabschnitt giebt. Die Sinne des Sehens und Hörens, die freieren Sinne fliegen von uns und bringen zu uns .... kaum kann man vom Schauen z. B. in den Himmel hinauf, sagen, daß es dem Gedanken viel nachsteht. Dort, wohin der Sinn des Gesichts trägt, wird der Gedanke selbst fast ein träumerischer Flieger.

Aber es gibt noch einen anderen Grund, warum wir die Sinne in höhere und niedere scheiden. Er entspringt aus der Beziehung auf die, bald näher zu untersuchende, menschliche Einbildungskraft. Hier nur soviel, daß jene Kraft, auf welche die Sinne in uns wirken, in höchst verschiedener Weise durch sie angeregt wird. Wir finden, daß die niederen Sinne dieselbe zwar bei unmittelbarer Einwirkung in Thätigkeit versetzen, daß sie aber nicht wie die beiden höheren die Macht haben, derselben durch ihre Einwirkung sich förmlich einzuprägen, einen Eindruck zu hinterlassen, den wir immer wieder vor dem geistigen Blick oder Gehör d. h. vor dem Bewußtsein zur Anschauung bringen und wieder ablesen können. Ich weiß, daß die Rose duftet, aber ich kann mir nicht in diesem Augenblicke den Duft reproduciren, wohl aber ihr durch das Gesicht aufgenommenes Bild. Unter der Einwirkung animalischen Verlangens kann mir nach einer wohlschmeckenden Speise der Mund wässern, aber den Geschmack derselben — ich weiß nur, daß er süß oder bitter oder salzig ꝛc. ist — kann ich mir nicht beliebig hervorrufen. Er ist verflogen, so wie die letzten Theilchen, die da schmecken, von der Zunge entfernt sind. Den Braten jedoch, die Frucht oder was es ist, das Bild davon kann ich mir sogleich wieder vor Augen stellen. Auch das Gefühl z. B. des körperlichen Schmerzes läßt sich nicht nach Belieben erwecken. Ich kann mir nicht

das Gefühl von Zahnschmerzen machen ꝛc. Die Thätigkeit dieser Sinne stirbt mit der unmittelbaren Einwirkung. (Krankheiten, namentlich Nervenstörungen können dies verändern. Der Zusammenhang der Nerven macht ein krankhaftes Uebertragen, in welchem auch die niederen Sinne wie die höheren wirksam werden oder scheinen, möglich. Wir haben es hier jedoch mit dem gesunden normalen Menschen zu thun.)

Alle diese Sinne vermitteln dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach ein Schönes d. h. ein Wohlgefälliges im weiteren Sinne. Die Rose riecht „schön". Auch die niederen Sinne des Schmeckens und Fühlens werden von Vielen in das Schöne gehoben. Der Sammt fühlt sich „schön" an; „das Essen schmeckt schön" — wird wohl im Provincialismus unbedenklich gesagt. (Letzteres z. B. in Norddeutschland, wo es sehr überrascht, wenn man dieses Ausdrucks wegen getadelt oder verspottet wird. So hörte ich zu nicht geringem Ergötzen bairische Handwerker sich über diese Redensart einiger Göttinger Professoren, die mit ihnen beim Bier an einem Tisch saßen, moquiren. Leider verstanden die Göttinger die Münchener nicht. Die Veranlassung zum ästhetischen Nachdenken wäre sonst sehr ergötzlich gewesen.)

Im engeren Sinne jedoch kommt das Schöne nur dem Gesichts- und Gehörssinne zu. Durch das rein Wohlgefällige wird die körperliche Einwirkung beim Fühlen und Schmecken zurückgewiesen, bei denen das Animalische der Ernährung und des Gedeihens sich schon mit dem Wohlgefälligen vermischt; während das Riechen schon in jenen Kreis des Schönen hinüberreicht, ohne daß es ihn jedoch genug erfüllen kann.

So wenig jedoch die Nervenstränge, die Träger dieser Sinne, ohne sich zu treffen neben einander laufen, so wenig sind alle Sinne unter einander isolirt. Wie jene sich vereinen — die Nerven des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks unmittelbar im Gehirn, die des Gefühls mittelbar

durch das zum Gehirn leitende Rückenmark — so die Sinne. Daher eine Einwirkung von einem auf den andern. Das Wohlgefallen des einen kann durch die Verstimmung eines andern geschwächt, ja bei verstärkter unangenehmer Einwirkung aufgehoben werden. Das Gesicht kann z. B. nicht den ihm sonst möglichen Grad des Wohlgefallens verschaffen, wenn zu gleicher Zeit Gehör, Gefühl, Geruch oder Geschmack mißhandelt wird. Andererseits kann das Wohlgefallen eines Sinnes durch das Wohlgefallen der übrigen gestärkt werden. Der Eindruck einer schönen Gegend z. B., die ich betrachte, kann mir durch Musik, durch Blumenduft, durch einen milden, dem Gefühl angenehmen Windhauch, durch ein Glas edeln Weines erhöht werden, wie er durch ohrenzerreißendes Geräusch, durch Gestank, durch den Geschmack einer Widerwillen erregenden Speise oder eines Trankes geschwächt oder gar aufgehoben werden kann.

Das Schöne verlangt, wenn nicht eine Zusammenstimmung, so doch die Abwesenheit der Verstimmung der Sinne, um in reinster Weise empfunden zu werden. Ist es doch selbst, wie wir schon angedeutet, ein Zusammenstimmen der Außenwelt mit unserem Innern, zu deren schönstem Accord alle Saiten rein gestimmt sein müssen.

6.

Das die einzelnen Sinne Umfassende, auf was sie alle wirken, können wir den Gesammtsinn nennen. Indem wir sehen, hören ꝛc. empfinden wir. Dieser Empfindung sind jene einzelnen Thätigkeiten untergeordnet. Sie schöpft aus Allem. Ihre eigentliche Vermittlung aber mit der Außenwelt, ihr Ausströmen wieder dahin, ist das **Wort**, welches, wie wir hier einfach nur berühren, gewöhnlich durch das Gehör, aber ebenso auch durch das Gesicht oder Gefühl (durch Tasten) gegenständlich gemacht wird. . . . .

Während wir durch den Gang unserer Betrachtung uns hauptsächlich auf das Sehen und Hören in Bezug auf das Schöne hingewiesen sehen, sind wir jetzt gleichsam bei unserem Ausgangspunkte wieder angelangt. Wir sagten: Aesthetik ist die Lehre vom Empfinden. Wir haben nun Einzelnes darin näher in's Auge gefaßt, namentlich die Mittel oder Mittler dieser Empfindungen. Wir wollen jetzt den ganzen Umfang derselben näher zu betrachten suchen, wobei wir wie zuvor vom Schönen unsern Ausgangspunkt nehmen wollen. Hierbei nehmen wir das „Empfinden" selbst als ausgemacht an, was nicht bewiesen zu werden braucht, ja auch nicht bewiesen werden kann. Daß wir empfinden, ist a priori sicher. So sicher wie das Denken oder irgend eine menschliche Lebensbedingung.

7.

Wie man den Himmelskreis eintheilt, indem man von dem ewigen Ausgangspunkt der Magnetnadel, dem Nordpol oder seinem feststehenden Sterne ausgeht, den Gegenpunkt gegen den Nordpol nimmt und alsdann die beiden zwischen ihnen, gleichweit von jedem liegenden Punkte bestimmt, so wollen auch wir in ähnlicher Weise uns das Gebiet der Empfindungen darzustellen und einzutheilen suchen. Man wird finden, daß einer solchen Behandlung desselben mehr als ein bloßes Gleichniß zum Grunde liegt.

Wir haben unter den Empfindungen die des reinen Wohlgefallens hervorgehoben. Das reine Wohlgefallen setzt ein Harmonisches mit und in unserm eigenen Wesen voraus, ein uns Zusagendes; diesem aber strebt der Mensch seiner Natur nach mit instinctivem Triebe entgegen. Es ist schon gesagt, daß wir nichts schön nennen, was uns widerstrebt und abstößt, sondern daß das Schöne als reines Wohlgefallen ein Anziehen, ein Hinstreben zu ihm, eine bewußte oder unbe-

wußte Vereinigung, ein Zusammenstimmen ausübt. Wir haben damit gleichsam den Nordpol unserer Empfindungen. Das Hinstreben des reinen Wohlgefallens gibt uns das Schöne. Sein Gegensatz gibt uns den andern Pol, den unserem Hinstreben widerstrebenden, den abstoßenden. Was den letzteren Eindruck auf uns macht, das nennen wir das Häßliche.

Was liegt nun, wie Ost und West gleichweit von Nord und Süd, in unseren Empfindungen gleichweit vom Schönen wie vom Häßlichen? Es müssen dies Punkte sein, in denen die Anziehung wie die Abstoßung gleichstark ist, also beide durch einander aufgehoben sind. Das geringste Vorrücken muß mehr zu einem als zu dem andern hinüberweisen, also auch den Einfluß des einen oder andern wachsen lassen. Sehen wir in der Erfahrung nach, so gibt es zwei Zustände, in denen unsere Voraussetzung sich erfüllt. Der eine dieser Zustände oder Punkte, wie wir ihn hier nennen wollen, ist das Furchtbare, der andere — man möge uns bei dem Wortmangel dafür die Bildung dieses neuen Wortes gestatten, zumal wir seine Bedeutung näher auseinandersetzen, — ist das Lachbare.

Das Lachbare oder die Empfindung des Lachbaren tritt in dem Zustande ein, in welchem wir weder vom Schönen noch vom Häßlichen und ihren Abstufungen angezogen oder abgestoßen sind. Es ist nicht das Lächerliche. Bei diesem haben wir schon ein Gefühl der Ueberlegenheit, des Besserseins gegen jenes Lächerliche, eines Abstandes von unserem wahren Ich, wodurch von der Einigung des Ich und des auf mich Wirkenden, die das Schöne vernothwendigt, schon auf das mit mir im Gegensatz Befindliche des Häßlichen hingedeutet wird. Anderer Seits ist es, wie nicht das, was zu verlachen ist, so auch nicht das, worüber ich lächle, d. h. worüber ich eine heitere, aber schon zum Herablassenden hinneigende Freude empfinde, die sonst jedoch nur dem Ange-

nehmen zukommt. Ich lächle über mir Zusagendes; ich lache nie über mir rein Zusagendes, indem eine gewisse Verkehrung, ein Widerspruch immer solches Lachen erweckt. Schärfer finden wir dies noch im „Verlachen" ausgedrückt, wo im „ver" schon der Gegensatz, das Verächtliche ausgesprochen wird. Den indifferenten Punkt also zwischen diesem Lächeln und dem Lachen oder Verlachen nenne ich das Lachbare. In ihm ist Schönes und Häßliches aufgehoben. Er ist die scharfe Spitze, von welcher die leiseste Bewegung oder Anziehung die Nadel hierhin oder dorthin schlagen läßt....

Den zweiten dieser indifferenten Punkte, in denen das Schöne und Häßliche sich aufhebt, nenne ich das Furchtbare. Es ist noch nicht das Fürchterliche, bei dem schon eine uns mißfällige Unterdrückung unseres Selbst eintritt, was also schon zur abstoßenden Empfindung gehört. Es ist auch nicht das, was ich z. B. anstaune oder bewundere, wobei ich mich selbst erhöhe, indem ich ein Hohes gleichsam mit mir messe oder mich mit einem Hohen zu messen suche. Es ist der Punkt, wo diese Möglichkeit des Messens auf der Schneide balancirt, wo die Unmöglichkeit eintreten kann, und eine Schwäche meiner selbst, ein Unterliegen oder doch die bestimmte Furcht davor sich alsdann zeigt. Vom Furchtbaren einen Schritt zum Fürchterlichen und die Abstoßung des Häßlichen wird bemerkbar; ein Hinüberblicken zum bewundernden Staunen und eine Anziehungskraft wird uns, wenn auch leise, dahin ziehen — es ist der Weg zum Schönen.

So haben wir vier Hauptpunkte auf unserem Empfindungskreise, den wir der Windrose gleich nun durch Zusammensetzungen weiter eintheilen könnten. Glücklicherweise brauchen wir nicht das Schön-Furchtbare oder Häßlich-Lachbare zu sagen, indem die Sprache uns mehr oder weniger scharfe, feststehende Ausdrücke für die Zwischenempfindungen gibt.

Zwischen dem Schönen und Furchtbaren liegt gleichweit

vom einen wie andern das Erhabene; (das Schön-Furchtbare nach der vorigen Bezeichnung.) Erhaben nennen wir was uns überragt. Wir fühlen uns zum Erhabenen hingezogen, aber nicht in der reinen Zusammenstimmung wie beim Schönen. Es ist ein Ueber-uns, zu dem wir streben, das uns über das Eigen-Ich hinausreißt. Bis wir es gewonnen haben, fühlen wir wie das Schöne so das Furchtbare. Wir haben das Gefühl, daß uns dies Erhabene möglicherweise furchtbar werden könne, indem es, da wir es höher und stärker als uns schätzen, uns den Eindruck macht, daß wir ihm bei einem Kampfe unterliegen müßten.....

Auf dem Uebergang vom Schönen zum Erhabenen liegt das Herrliche (Majestätische), bei welchem schon die Ableitung von „Herr" einen Hinweis auf das Ueber-uns gibt, eine Achtung als vor etwas Höherem verlangt, während es noch nichts von dem Ueberragenden des Erhabenen enthält.

Was vom Erhabenen zum Furchtbaren liegt, diese Empfindung nenne ich die des Gewaltigen. Es mahnt an eine Gewalt über uns selbst. Noch ruht diese Gewalt; sie kann schützend und schirmend für uns sein, aber wehe! wenn sie sich gegen uns wendet. Das Gewaltige imponirt uns; wir geben uns, wenn die Noth uns treibt, gern in seinen Schutz, fühlen uns noch immer zu ihm hingezogen. Aber so wie es sich gegen uns wendet, sehen wir, daß die Gränze zum Furchtbaren und Fürchterlichen nicht weit davon liegt. Der Sturz des Gewaltigen aber erfüllt uns mit der Furcht „des tiefen, des donnernden Falls."

Wenn wir vom Furchtbaren zum Häßlichen gehen, so stoßen wir in der Mitte auf das Grausige. Dort begegnen sich Furcht und Ekel. Die Unterdrückung des eigenen Ichs wie die Abstoßung, das fürchterlich gewordene Furchtbare wie das Häßliche treffen dort zusammen.

Zwischen dem Furchtbaren und dem Grausigen liegt das

Schreckliche oder Ungeheuerlich-Fürchterliche. Noch kann unter Umständen die in Schwingung gesetzte Anziehungskraft zu ihm hinüberspielen, obwohl im Ganzen die Anziehung, die das Gebiet des Furchtbar-Häßlichen nicht selten ausübt, nur bei abnormen, krankhaften, verdorbenen oder barbarischen Naturen gefunden wird. — Vom Schrecklichen zum Grausigen und von da zum Entsetzlichen und Häßlichen, diese dunkle Region für die Empfindung des Menschen darf, dies sei hier nebenbei bemerkt, in der Kunst, dem freien Selbstschaffen, nur selten und mit höchster Vorsicht betreten werden. Nur im Widerschlag, im Contrast, als Folie für das Schöne darf sich der Künstler hineinwagen, und auch das nur dann, wenn er sich, was näher dem Häßlichen immer schwerer, zuletzt fast unmöglich wird, der Kraft bewußt ist, sich und uns herauszureißen und wieder in die Freiheit des Gemüthes zu versetzen, die bei diesen Empfindungen vernichtet wird. Wo jedoch mit diesen Empfindungen vom Furchtbaren zum Häßlichen in der Kunst gespielt wird, wo das Furchtbare, Ekelhafte gebraucht wird, um, nicht im Gegensatz zu einem Schönen, sondern an und für sich auf die Gemüther zu wirken, da darf man immer auf Barbarei oder Verkommenheit und Ueberreizung schließen. — Zwischen Grausigem und Häßlichem liegt, wie schon gesagt, das Entsetzliche; das, was uns außer uns selbst setzt in seiner Abstoßung. Von diesem, immer Furchtbar-Häßlichen kommen wir sodann zum rein Häßlichen, bei dem wir uns in Ekel abwenden, abgestoßen und im innersten Kerne unseres Wesens getroffen, aber nicht unterdrückt durch eine Furcht. — Von diesem rein abstoßenden Punkte uns zum Lachbaren wendend, finden wir in der Mitte das Niedere, ehe wir zum Niederen kommen das Gemeine, nach dem Niedern das Kleinliche. Bei dem letzten sind wir an der Gränze des Lachbaren. Das Gemeine in der schlimmen Bedeutung des Wortes, liegt auf der letzten Strecke

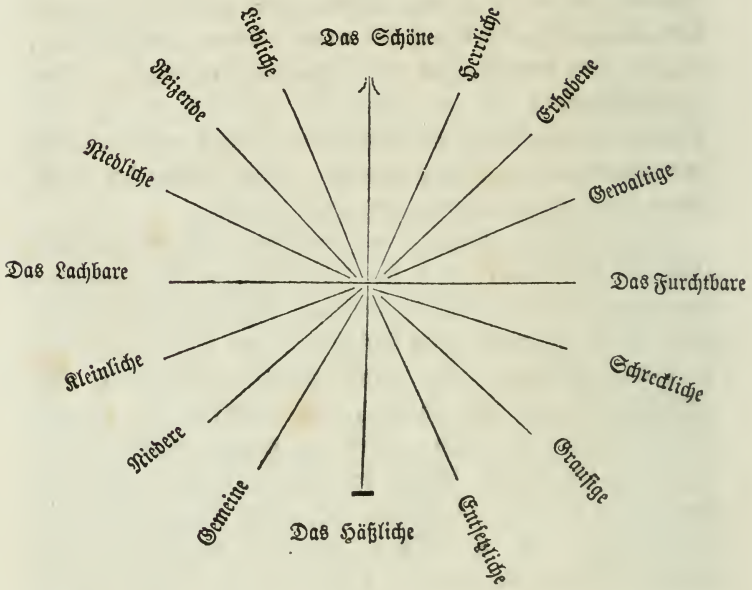
des Lachbar-Häßlichen. Wir stehen weit über dem Gemeinen; lachen können wir nicht mehr darüber oder doch nur in besonderen Fällen, indem das Ekelhafte, das Abstoßende überwiegt. Wenn wir beim Niedern noch lachen, wenn es uns auch in dem Augenblicke, wo wir es auf uns selbst beziehen, schon abstößt, so wird das Gemeine schon verächtlich, und auf uns persönlich bezogen, hassenswürdig. Anderer Seits liegt das Kleinliche entschieden zum lächerlich gewordenen Lachbaren hinüber. Wir lachen darüber. Dies Lachen ist aber ein Verlachen, nicht das heitere Lachen reiner Gemüthsstimmung. Das Kleinliche gehört noch im weiten Sinne zum Häßlichen; aber in ihm verläuft sich die Abstoßung des letzten. Vom zu Verlachenden bis zum Lachbaren kommen wir zu dem Punkte, wo Anziehung und Abstoßung aufhört und über welchen hinaus die Anziehung herrscht. Das Reich des Häßlichen im weitesten Sinne wird hier verlassen.

In der Mitte zwischen dem Lachbaren und dem Schönen liegt das Reizende, das, was uns reizt, zu ihm hinzustreben, was aber noch nicht die fesselnde Allgewalt des Schönen hat. Vom Reizenden zum Lachbaren liegt das Niedliche. Was beim Reizenden schon mehr zurücktritt, wenn gleich noch anklingt: der Zug zum Lächeln, dem Ausdruck der Freude, während wir uns selbst mehr oder weniger höher als der betrachtete Gegenstand fühlen, tritt beim Niedlichen stark hervor. Hier schwebt das Lächeln auf unsern Lippen; aber ein anderes als beim Kleinlichen, wo es ein verlachendes war. Beim Niedlichen ist eben so stark die Kraft der Anziehung auf uns wirksam, wie beim Kleinlichen die Kraft der Abstoßung. — Zwischen dem Reizenden und Schönen liegt das Liebliche. Ueber den Reiz hinaus weist es auf das stät uns Anziehende, das Schöne hin. Das Liebliche ist noch nicht die Liebe selbst, aber es enthält die Nöthigung zur Liebe und

führt somit zu dem Schönen hinüber, zu dem Eros, den Platon ὁ ἔρως τῆς γεννήσεως καὶ τοῦ τόκου ἐν τῷ καλῷ nennt.

8.

Der Kreis der Empfindungen würde also folgender Maßen dargestellt werden:

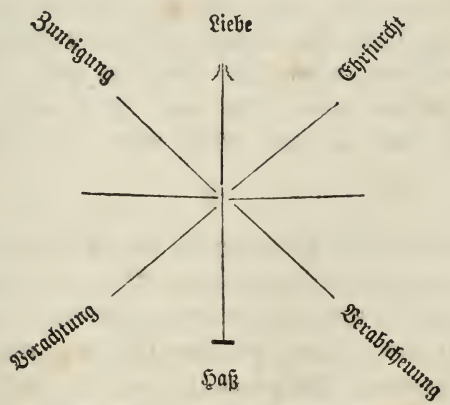


Das Schöne, Erhabene, Häßliche ꝛc. bewirkt also das Gefühl des Schönen, Erhabenen ꝛc. in uns. Wir können diesen Empfindungskreis nun auch nach diesen Gefühlen, für die wir wieder eigene Namen haben, benennen. Das Gefühl

jenes Hinziehens, jenes Verſchmelzens mit dem uns Anziehenden in reiner Befriedigung unſeres Ichs, jener Zuſammenſtimmung, die das Schöne ausübt, nennen wir Liebe.

(Sie wird mit Recht die Zeugung und Geburt des Schönen von der Diotima, deren weitere Worte wir zum Motto nahmen, genannt). Das Gefühl, was das Häßliche erregt, iſt Haß, beides natürlich im Sinne des ſcharfen Abſtoßens, als Häßliches und Haß an ſich gedacht. In die ſogenannten indifferenten Punkte in Bezug auf Liebe oder Haß ſetzen wir die Gefühle der Lachbarkeit und der Furchtbarkeit, in gewiſſem Sinne die Gleichgültigkeit zum erſteren rechnend, wenn ſie nicht mit der Stumpfheit der Empfindung überhaupt verwechſelt wird. —

Das Gefühl für das Erhabene nennen wir Ehrfurcht, das des Grauſigen Verabſcheuung, des Niedern Verachtung, des Reizenden Zuneigung:



Es versteht sich, daß wir hiermit nicht die Empfindungen wie mit einem Netze einfangen und einschnüren wollen. Fangen wir den Wind ein, indem wir eine Windrose entwerfen? Wir bezeichnen ihn. Das geschieht auch hier.

Nur die ganz freie Gegend bekommt jeden Wind in seiner ursprünglichen Richtung. Umwallungen, Hindernisse aller Art brechen ihn. Auch die Empfindungen sind nicht bei Allen gleich offen. Bei den wenigsten Menschen vermögen alle gleich stark zu wirken, weil dieser oder jener Hindernisse aus der Gewohnheit, den eigenthümlichen Anlagen, der Charakterentwicklung ꝛc. entgegentreten, die ihre directe Einwirkung ablenken. Es gibt z. B. Menschen, denen das Gewaltige, selbst des Erhabene immer unter dem Furchtbaren erscheint: den kleinlich angelegten Seelen wird dieses nur zu leicht begegnen oder verzogenen Menschen, darunter wieder am ersten dem schwächeren Geschlecht.

Anlage und Erziehung durchbricht gleichsam die regelmäßige Kreisform. Die eine oder andere Seite kann stärker, größer ausgebildet sein; der Kreis kann stellenweis eingedrückt erscheinen ꝛc. Den einen ergreift z. B. nur das Schöne. Ein anderer fühlt sich durch die Seite des Erhabenen hingezogen, während er für dessen Gegensatz oder für das Reizende ꝛc. durchaus keinen Sinn hat. Hier waltet mit einem Worte, wie kaum zu sagen nöthig wäre, die vollste Freiheit.

9.

Das Gebiet des Schönen begreift nun im weiteren Sinne den Halbkreis, in dessen Mitte es liegt. Ebenso das des Häßlichen. Beide reichen bis zum Lachbaren und Furchtbaren. Im engeren Sinne hat das Schöne wie das Häßliche, wie überhaupt jedes der genannten Hauptmomente, es mit den Viertelkreisen zu thun, in dessen Mitte es liegt. In diesem Sinne reicht es nicht mehr zum Niedlichen oder Gewaltigen, sondern schließt

mit dem Reizenden und Erhabenen ab. Das Lachbare geht vom Reizenden bis zum Niedern, das Furchtbare vom Erhabenen zum Grausigen. — Ebenso gehört den Empfindungen des Reizenden, Erhabenen, Grausigen und Niederen je nach dem weiteren oder engeren Sinne ein Viertel- oder Achtel-Kreis. Die noch wieder dazwischen liegenden Momente, die wir bei der Benennung der Gefühle übergangen haben, können gleichsam nur auf ein Achtel Segment Anspruch machen. Das Reizende, wie wir sagten, geht im weiteren Sinne noch bis zur Berührung des Schönen oder Lachbaren, im engeren bis zum Niedlichen oder Lieblichen. Dem Niedlichen jedoch kommt nur die Empfindung zwischen dem Lachbaren und Reizenden zu, dem Herrlichen die zwischen dem Schönen und Erhabenen ꝛc.

Eine weitere Eintheilung ist des Wortmangels wegen schwierig, ist auch nicht nöthig für den gegenwärtigen Zweck. Eine Untersuchung darüber wäre für den scharfsinnigen Wortkenner und Aesthetiker übrigens sicher interessant und lohnend.

Wer die vielen Versuche zur Lösung des hier Aufgestellten kennt, wird, wie ich hoffe, seinen Eifer nicht gegen die Aufstellung dieser oder jener meiner Bezeichnungen wenden, sondern auf die Sache im Ganzen blicken.

10.

Im vorliegenden Falle ist nur ein Hinweis auf die jedesmaligen Gegensätze nöthig. Diese müssen auf dem Empfindungskreise richtig sein. Das ist gleichsam die Probe des Exempels, welche die Sicherheit der Rechnung verbürgt. Wodurch nun ein Umschlagen der Magnetnadel der Empfindung, wenn ich mich dieses Gleichnisses bedienen darf, bewirkt wird, welche zusammengesetzten Empfindungen durch Einwirken verschiedener Kräfte erzeugt werden können — das auseinanderzusetzen ist hier noch nicht der Ort.

Nur einige Andeutungen mögen hier ihre Stelle finden. Betrachten wir z. B. die Empfindungen im Kampfe mit sich oder anderen. Der Sieg des Schönen wird uns Freude erregen. Der Sieg des Furchtbaren (wohl zu beachten nicht des Fürchterlichen) tiefen Ernst; der des Häßlichen Trauer und Schmerz, der des Lachbaren Scherz. Beim Untergang dieser Empfindungen wird uns das Lachbare und Furchtbare im Untergang nicht anders als bei seinem Siege afficiren, weil diese Empfindungen eben indifferente sind in Bezug auf Anziehung und Abstoßung. Der Untergang des Schönen aber wird eine traurige, der des Häßlichen eine freudige Empfindung hervorrufen, so daß hier die Gegensätze also ineinandergehen. (Welche Mißverständnisse sind aus dem Verkennen des hier Ausgesprochenen entstanden! Ich verweise nur auf das Drama.) Der Untergang des Erhabenen theilt unsere Empfindungen nach dem Schönen und Furchtbaren hin. Also Trauer, Mitleiden mit dem Geliebten im Erhabenen; wie anderer Seits tiefer Ernst, dem die Furcht düsteren Hintergrund gibt. In gleicher Weise kann Jeder sich die verschiedenen Empfindungen beim Sieg oder Untergang nach dem Gesagten construiren.

Der Untergang des Erhabenen in mächtigem Kampfe wird vorzugsweise tragisch genannt, der des Reizenden wirkt rührend. Jeder mächtige Kampf fällt übrigens schon als solcher in das Gebiet des Erhabenen.

Ueber das Komische hier nur wenige Worte. Es beruht auf einer zusammengesetzten Empfindung und ist nicht mit dem einfach Lachbaren zu verwechseln. Das Komische ist das durch einen Gegensatz entstandene Lachbare. Es entsteht durch einen inneren Zwiespalt, der in das Gebiet des Lachbaren schlägt. So ist z. B. das Bestreben des Niedern, erhaben zu erscheinen, komisch, wie das Streben des Erhabenen, niedrig, oder des Gewaltigen niedlich zu er-

ſcheinen ꝛc. Manches laſſe ich hier noch ganz unberührt, ſo die Art des Humors, der flüſſigen Gemüthswelle, die alle Empfindungen umſpült, des Witzes ꝛc.

11.

Wir ſahen uns ſchon bei der Unterſuchung über die höheren Sinne genöthigt von einer Einbildungskraft zu ſprechen. Wir erfuhren von ihr als einer Kraft, das ihr durch die Sinne Eingebildete feſtzuhalten und zu reproduciren. Als ſolche nennen wir ſie auch Vorſtellungsvermögen, weil ſie eben beliebig das von ihr Aufgenommene wieder vorzuſtellen vermag. Die Einbildungskraft oder das Vorſtellungsvermögen — je nachdem wir den Act des Hineinbildens oder den des Wiedererweckens betrachten — iſt nun verſchiedener Art. Aeußert ſie ſich in der Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen und dieſelben möglichſt genau wieder vor den geiſtigen Blick zu rufen, ſo wird ſie Gedächtniß genannt. Hier zeigt ſie ſich als eine durch den ihr gegebenen Gegenſtand beſchränkte, gebundene Kraft. Tritt ſie jedoch in ihrer Freiheit und Selbſtthätigkeit auf, ſo nennen wir ſie vorzugsweiſe Phantaſie. Als ſolche hat ſie in ihrer Sphäre, für die natürlich wie für Alles eine höhere Geſetzmäßigkeit beſteht, eine faſt ſchrankenloſe, an Willkür gränzende Freiheit. Sie kann die Eindrücke der Sinne unverändert auf ſich wirken laſſen; ſie kann dieſelben verändern, indem ſie nach ihrer Luſt oder Unluſt die Sinne heller oder trüber färbt, gleichſam durch gefärbte Gläſer, je nach der ihr zuſagenden Stimmung die Wahrnehmungen in ſich aufnimmt. Dann kann ſie bei der Wiedererweckung des Eingebildeten beliebig vergrößern, verkleinern, zertheilen, Theile fallen laſſen, verſchiedene Theile zu einem neuen Ganzen verbinden, das Entfernteſte zuſammenwerfen und verſchmelzen, das Nächſte auseinanderreißen. Daſſelbe vermag ſie nicht

blos mit einer Wahrnehmung, einem Eindruck, sondern mit einer Reihe von Eindrücken. Ihre Combinationskraft ist schrankenlos zu nennen. Im Traum oder bei Störungen im Organismus, bei Krankheiten erscheint sie in wahrhafter Willkür, die allen endlichen Lebensgesetzen Hohn zu sprechen scheint und in ein Unfaßbares, Dämonisches hinüberweist. Alles Gesetzlose wird schrecklich. Wo wir kein Gesetz mehr zu entdecken, nicht einmal zu ahnen vermögen, stehen wir am Rande des Menschlichen. Die Einbildungskraft hat, ungezügelt, die Macht, uns an diesen Rand zu tragen.

In ihrer gesteigerten schöpferischen Kraft nennen wir sie poetische (d. i. eben schöpferische) Kraft.

Als solche haben wir sie später beim Individuum, dem sie zu Theil geworden, dem Künstler näher zu betrachten.

Die Erfahrung gibt den Stoff; der Geist ist die Werkstatt, in welcher derselbe verarbeitet, geklärt wird, die Phantasie gibt die Schwingen, um das vielleicht vom Niederen Genommene, der Erde Anklebende, über alle Schranken in die Ewigkeit zu tragen.

Was ihre Bedeutung für das Schöne oder den Kreis der Empfindungen überhaupt betrifft, so läßt sich dieselbe schon aus dem Gesagten ersehen. Die Phantasie vermag Alles, was ihr widerstrebt, zu überspringen, was ihr zusagt, zu einen. So kann sie z. B. dem Reizenden das Schöne leihen, es mit dem Erhabenen rüsten oder wie es ihr genehm ist, vorausgesetzt natürlich, daß sie ein Schönes, Erhabenes ꝛc. besitzt, dem sie die ihr zusagenden Züge entlehnen kann.

Der Mensch empfindet, denkt und will. Erklärungslos — so darf man wohl sagen — wie die Verbindung zwischen Körper und Geist, steht daneben das körperliche Handeln, wurzelnd im geistigen Empfinden und Denken, in Bewegung gesetzt und hervorgetrieben durch den Willen. Durch das körperliche Handeln, das Thun oder in Bewegung Setzen des

Außer uns, was zum Zweck hat, das, was wir vor dem geistigen Blick haben, wieder vor den körperlichen zu stellen, gelangen wir zur Kunst. Wer das kann, ist ein Künstler. [Die dazu nöthige schöpferische Kraft, ohne die das Thun dieser Art in Nachäffung und Nachahmung stecken bleibt, haben wir kurz vorher berührt.]

Dieses Thun in Beziehung auf die Kunst ist ebenso angeboren, als jedes andere Thun, z. B. in Bezug auf Ernährung. Wir müssen hier einem Irrthum vorbeugen, der daraus entspringt, daß die Kunst nachahmend genannt wird; insoweit jedes körperliche Handeln natürlich an die körperlichen Außendinge gebunden ist und ihren Stoff im Gegebenen findet, insoweit ahmen wir die Natur oder uns selbst nach. Diese Nachahmung ist aber nicht so zu verstehen, als ob z. B. der Gesang des Menschen eine Nachahmung des Gesanges der Vögel sei, als ob unsere Wohnungen Nachahmungen der erblickten Nester oder Höhlen von Thieren seien ꝛc. Der Gesang ist uns angeboren wie dem Vogel. Derselbe Instinct Schutz zu suchen, treibt uns wie jedes Thier, ein Obdach zu suchen oder zu bereiten. Wie unsere Fähigkeiten nun diesen Instinkt erweitern, wie Phantasie, Vernunft u. s. w. wirken, ist eine andere Sache. Hier ist nur hervorzuheben, daß der Trieb, das Vermögen des Architecten z. B. einen Tempel zu entwerfen und auszuführen nicht weniger instinctiv, nicht mehr an und für sich nachahmend ist, als der der Schwalbe z. B. ein Nest zu bauen. Der Kunsttrieb ist mit einem Wort dem Menschen angeboren.

13.

Ehe wir nun zu der Betrachtung des Schönen an sich übergehen, zu welcher wir das Gesagte, im Spiegel des Gesammt-Menschengeistes betrachtet, zusammenfassen, können wir schon eine allgemeine Eintheilung des Schönen aufstellen.

Wir fanden: 1. Das Naturschöne.
2. Das Phantasieschöne.

Gegenständlich beides in
der Natur und in
der Kunst.

Als die Mittler mit der Außenwelt sehen wir vorwiegend (siehe Abschnitt über die Sinne) das Gesicht, das Gehör, den Gesammtsinn. Wir können danach — nach der Vermittlung und nach der Bestimmung für diese Vermittlung — das Kunstschöne wiederum eintheilen.

A. Vermittelt und bestimmt für das Gesicht:
Die bildende Kunst.
(Alles Erschaute gibt uns den Eindruck eines „Bildes".)

B. Vermittelt und bestimmt für das Gehör, nennen wir das Kunstschöne: Die Musik.

C. Das Kunstschöne in Bezug auf den Gesammtsinn, vermittelt durch das Wort, nennen wir:
Die Poesie.

Wie diese Hauptabtheilungen wiederum sich eintheilen, ist Gegenstand der Einzelbetrachtung. Ich erwähne hier eines in ästhetischer Entwicklung gegenwärtig nicht selten vorkommenden Fehlers. Im Gegensatz zu früheren vergißt man nämlich jetzt zu sehr, die auf die Natur selbst gerichtete Kunst zu betrachten. — Ich nenne nur die Gymnastik (im weitesten Sinn als Turn-, Fecht-, Reitkunst, Mimik, Tanz ꝛc. ꝛc.), so wie die Landschaftskunst (Behandlung der Natur als Gartenkunst ꝛc.). Auch diesen künstlerischen Darstellungsweisen gebührt in der Behandlung der Kunst die geeignete Stelle.

Durch „die Idee" werden wir auf dem weiteren Wege zur „Idee des Schönen" zum „Ideal" ꝛc. also in das eigentliche Gebiet der Aesthetik gelangen.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BH
39
L45

Lemcke, Karl von
Zur Einleitung in die
Aesthetik

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 06 22 07 009 3